

René Fülöp-Miller: „Die Nacht der Zeiten“

Tote kennen kein Vaterland

Von Oliver Jungen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 17.01.2024

Was Erich Maria Remarque für die Erinnerung an das sinnlose Sterben an der Westfront getan hat, das tat René Fülöp-Miller für die Ostfront. Sein bislang nur in der englischen Übersetzung bekannter Roman „Die Nacht der Zeiten“ gehört zu den wichtigsten Antikriegsromanen überhaupt, weil der Autor vom Surrealismus bis zum ironischen Witz die literarischen Stilmittel der Moderne perfekt beherrscht.

Wozu ist der Krieg erfunden worden? Der Schriftsteller René Fülöp-Miller gab 1955 eine Antwort, deren Gültigkeit die Zeiten überdauert und deren Entschiedenheit darin gründet, dass ihr Verfasser im Ersten Weltkrieg die verlustreiche Karpatenschlacht miterlebte. Was also ist der eigentliche Zweck des Krieges und wie erfüllt er sich am besten?

„Wenn man schon als Soldat verrecken muß, und der Krieg war doch dazu erfunden, so besser rasch. Das wirklich Arge war dieses Mürbegemachtwerden, die leeren zwischen Leben und Sterben eingeschobenen Stunden und Tage, die Unsicherheit, das Hin- und Herschwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung.“

Der Krieg, so lernen wir in diesem desillusionierten Buch, ist eine mitunter zwar stotternde, aber letztlich gründliche Maschine, die lebende Soldaten in tote verwandelt: Aus säuberlich gegeneinander aufgestellten Armeen formt er eine einzige, gewaltige Totenarmee, die alles mitreißt.

Ein Remarque aus dem Osten

Dass ein Antikriegsroman wie Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ im vergangenen Jahr – nach der jüngsten Verfilmung – erneut höchste Verkaufszahlen erreichte, ist Zeichen der Zeit ebenso wie Zeichen der Hoffnung, denn wer Remarque gelesen hat, dürfte sich für einen Krieg nur noch schwer begeistern lassen.

Dieser wohl bekanntesten deutschen Erzählung über den Ersten Weltkrieg ist von nun an – und von der entgegengesetzten Front im Osten her – ein Buch an die Seite zu stellen, das im Jahr 1955 nur in englischer Übersetzung erschien und gegenüber der Neuen Sachlichkeit bei Remarque geradezu überbordend sinnlich daherkommt.

René Fülöp-Millers bestechend modern anmutender Roman „Die Nacht der Zeiten“, nun erstmals im deutschen Original zu bewundern, braucht den Vergleich mit den größten

René Fülöp-Miller

Die Nacht der Zeiten

Weidle Verlag, Göttingen

332 Seiten

25 Euro

Stilisten nicht zu scheuen. Mit Samuel Beckett und James Joyce teilt der Autor das sardonische Lachen über die Absurdität des modernen Lebens. Von kafkaesker Wucht ist die ins Surreale ausgreifende Beschwörung einer allmächtigen Bürokratie – gerade auch zu Kriegszeiten. So verzweifelt ein Kommandant mit seiner Bitte um Proviant am unendlichen Dienstweg, der alles in Papier verwandelt:

„Eine Feder, die von keiner Menschenhand, sondern von etwas, was Amtshandlung hieß, geführt wurde, eine Amtsfeder, von keinem Gott erschaffen, sondern gegen Gottes Willen in die Schöpfung hineinpraktiziert, machte krrtz, krrtz auf unserem zu Papier gewordenen Hunger und Durst (...). Hätte ich es bloß rechtzeitig wahrgenommen, so hätte ich vielleicht zumindest mich selber vor dieser Verpapierung bewahren können. Nun aber war es zu spät.“

Verhungernde an der Front

Bei allem Sarkasmus ist es dieser lebensbejahende Witz, der das sinn- und ziellose Dahingemetzeltwerden für die Leser erträglich macht.

Der Erzähler, von den Konturen her ein Picaro, ähnelt biographisch dem Autor, ist aber kaum näher bestimmt, und das mit Absicht: Er steht für den einfachen Soldaten, den Menschen im Allgemeinen. Das besagt schon sein Name Adam Ember, beides bedeutet „Mensch“, auf Hebräisch und auf Ungarisch. Es beginnt mit einem abstrusen Marsch von Adams Einheit in die nie erreichte Ortschaft Turka. Besiegt von den Stürmen und Sümpfen der Karpaten geht diese „Kolonne aus Lemmingen“, wie der Erzähler sie nennt, jämmerlich zugrunde.

Soldat Adam erreicht mit einer anderen Gruppe dann irgendwann Hügel 317. Der soll um jeden Preis gehalten werden. Begeistert sind die ausgemergelten Verteidiger über die Verstärkung nicht. Ein Leutnant lässt die Neuen auf Essbares durchsuchen, bevor er resigniert feststellt:

„Also nur Fresser, wieder einmal nur Fresser.“

Durch alle Höllen des Verhungerns und Verdurstens schickt Fülöp-Miller seine Protagonisten von diesem Moment an. Irgendwann zeigen sie offen ihre Freude, wenn das feindliche Feuer möglichst viele hinweggerafft hat, weil es dann weniger Esser für die kargen Reste gibt. Nur Adam scheint sich innerlich aufzulehnen gegen solchen Fatalismus und das unpersönliche Sterben.

Ein Totengräber mit Todestrieb

Zugeteilt wird er der Totengräber-Einheit. Diese leitet ein Hauptmann, der sich im Dienst der Freund und Feind vereinenden Totenarmee wähnt. Sigmund Freuds „Todestrieb“ lässt grüßen. Überhaupt macht sich der Autor einen Jux daraus, die Psychoanalyse im Matsch des gescheiterten Zivilisationsprozesses verenden zu lassen:

„Er wusste, (...) daß das ‚Es‘ im Soldaten keine besonderen Ausführungen benötigt, sondern vor allem mit Ochse oder Rindvieh angebrüllt werden muß (...), um loszustürmen und alles krumm und klein zu schlagen.“

Realistisch schildert Fülöp-Miller viele Details. Der Gesamtrahmen aber bleibt ein symbolischer: der kollektive Suizid der Vernunft. So gleicht bereits der Frontalltag im

Stellungskrieg verdächtig einem Jenseits, wie es auch der Antifreudianer Jean-Paul Sartre ausgemalt hat: als Bühne der Vergeblichkeit.

Brachiale, existentielle Groteske

Durch einen Zufall gerät Adam auf den Posten eines Telefonisten, was mit viel surrealer Komik einhergeht, bevor er schließlich beobachtet, wie ein großer Teil der Einheit in just dem Moment, als die länger als Godot erwartete Proviantlieferung endlich eintrifft, von feindlichen Geschossen zerrissen wird. Mit einer an der Johannes-Apokalypse entlanggeführten Vision Adams endet diese brachiale, tragikomische und existentielle Groteske, die Schullektüre zu sein verdient hätte.

Oder nein, schlimmer, sie endet auch jetzt nicht: Ganz am Ende ertönt der Befehl an die Gerade-noch-Lebenden, den Hügel zu räumen, um sich für die nächste Schlacht neu zu formieren. Darüber schrieb Fülöp-Miller in seinem letzten Roman „The Silver Bacchanal“, dessen deutsches Skript noch nicht wiederaufgetaucht ist.